



Warum Idiome arbiträr sind - und die Konsequenzen daraus

Farø, Ken Joensen

Published in:
Phraseologie in der Sprachwissenschaft und anderen Disziplinen

Publication date:
2007

Document version
Også kaldet Forlagets PDF

Citation for published version (APA):
Farø, K. J. (2007). Warum Idiome arbiträr sind - und die Konsequenzen daraus. In E. Krzysnik, & W. Eismann (Eds.), *Phraseologie in der Sprachwissenschaft und anderen Disziplinen* (pp. 49-64). Lubjana Universitet.

- SIMONNAES, Ingrid, 2001: Zur Hermeneutik als Verstehenshilfe bei Rechtstexten. *LSP & Professional communication* 1/1. 78–100.
- WIESE, Ingrid, 1992: Metaphorisierung von Fachlexik. *Beiträge zur Phraseologie Wortbildung Lexikologie. Festschrift für Wolfgang Fleischer zum 70. Geburtstag*. Hrsg. R. Grosse, G. Lerchner, M. Schröder. Frankfurt/M., Berlin, Bern, N.Y., Paris, Wien: Peter Lang. 39–46.

UDK 81'25:81'373.72=112.2=113.4

Ken Færø
Kopenhagen, Danska

WARUM IDIOME ARBITRÄR SIND – UND DIE KONSEQUENZEN DARAUS

Prispevek zastavlja vprašanje o arbitrarnosti idiomov, kajti to je še vedno nerešeno semiotično vprašanje in zdi se, da je „arbitrarnost“ v današnjem jezikoslovju postavljena na stranski tir oziroma je pod pritiskom sodobnega jezikoslovnega „ikoničnega obrata“ slabo razumljena. Idiomi so kot vsi leksikalizirani znaki najprej in predvsem arbitrarni – pojem je treba razumeti v strogo lingvističnem smislu. To pomeni, da so znaki posebnega delnega sistema jezika, kar pomeni, da imajo določene lastnosti in so konvencionalizirani. Ni nujne povezave med njihovo izrazno in vsebinsko platjo; zato so predmet jezikovnih sprememb in jezikovnih razlik. Njihova arbitrarnost torej ni postopna, temveč je temeljna lastnost. Obenem, a na drugi ravni, je mogoče prepoznati različne stopnje ikoničnosti. Ta semiotična dvojnost idiomov jih dela skrajno problematične za medjezikovno primerjavo, in to bom empirično prikazal. Ikoničnost je opazna, a „kočljiva“, medtem ko je arbitrarnost neopazna, a temeljna in v komunikaciji precej bolj pomembna kot ikoničnost. Zato je treba arbitrarnost v jezikoslovju razumeti kot majno teoretično dejstvo, še zlasti tam, kjer se zdi, da je odsotna, kakor npr. v (nekaterih delih) frazeologije.

idiom, arbitrarnost, ikoničnost, terminologija, semiotika, leksikologija, uporabno jezikoslovje, dvojezična leksikografija, prevajanje, nemško-dansko

The question of the arbitrariness of idioms is addressed as it is still an unsolved semiotic issue and as „arbitrariness“ in today's linguistics seems to have been cast aside or rather misunderstood under the reign of the contemporary linguistic „Iconic Turn“. Idioms are, like all lexicalized signs, first and foremost arbitrary – the notion should be understood in a strictly linguistic sense. This means that they are signs functionally belonging to a specific language system that accords them a number of characteristics and restrictions by convention. There is no necessary relation between their expression and content plane; hence they are subject to language change and linguistic differences. Their arbitrariness is therefore not gradual, but *fundamental*. At the same time, but on a completely different level, various degrees of iconicity may be identified. This *semiotic duality* of idioms makes them highly problematic cross-linguistically, a point that I will demonstrate empirically. Iconicity is visible but „tricky“, whereas arbitrariness is invisible but fundamental, and normally is communicatively much more important than iconicity. Therefore, arbitrariness should be recognized as a crucial theoretical fact in linguistics, especially where it seems to be absent, as in (some parts of) phraseology.

idiom, arbitrariness, iconicity, terminology, semiotics, lexicology, applied linguistics, bilingual lexicography, translation, German-Danish

1 Einleitung

In der Semiotik wird traditionell zwischen *arbiträren* und *motivierten* bzw. *ikonischen* Zeichen unterschieden:

Signs can generally be classified as iconic or arbitrary. *Iconic* signs are those whose forms mirror their meanings in some respect; signs with no natural analogical correspondences between their form and their meanings are called arbitrary. (Cruse 2000: 7.)

Das Problem der Motiviertheit bzw. Ikonizität von Idiomen wurde in der phraseologischen Literatur schon öfter besprochen (Burger 2003: 66ff.), die *Arbitrarität* derselben wird dagegen selten diskutiert. Dieser Beitrag wirft eine semiotische Perspektive auf die Idiomatik, wobei das Hauptanliegen das Aufzeigen der grundsätzlichen Arbitrarität von Idiomen und der Konsequenzen daraus ist. Ich möchte zeigen, dass auf den Begriff der prinzipiellen Arbitrarität in der Phraseologie nicht verzichtet werden kann. Die Überlegungen sind Teil meiner Dissertation (Farø 2006a).

2 Motivation und Ikonizität

Seit ein paar Jahrzehnten ist in der Linguistik ein immer stärker werdendes Interesse für Motiviertheit und Ikonizität in der Sprache zu beobachten (Simone 1995; Nänny, Fischer 1999; Nöth 2002; Cruse 2004).¹ Vieles deutet darauf hin, dass die Linguistik sich mitten in einer „Ikonischen Wende“ befindet, die das Nachweisen der Allgegenwart von Ikonizität als wichtigstes Ziel hat (Farø 2006a). Es findet ein regelrechter „struggle against arbitrariness“ statt (Simone 1995: ix), und Linguisten wenden sich immer mehr vom „ehrwürdigen Dogma der Arbitrarität“ ab – was durchaus spöttisch gemeint ist (Pusch 1984). Hier soll keine umfassende Darstellung der Motivations- und Ikonizitätsforschung der jüngsten Zeit geliefert werden, u.a. weil es mir hier in erster Linie um das theoretische Problem Arbitrarität und seine Konsequenzen für die interlinguale Idiomforschung geht (siehe aber z.B. Dobrovol'skij, Piirainen 2005). Ein paar Bemerkungen zur Motiviertheit und Ikonizität von Idiomen müssen reichen.

Ich unterscheide zwischen „Motivation“ als Überbegriff und „Ikonizität“ als Hyponym dazu. Mit Motivation werden alle Versuche bezeichnet, eine Verbindung zwischen dem Ausdruck und dem Inhalt eines Zeichens zu etablieren, die irgendwie „Sinn machen“. Somit handelt es sich um eine *Operation*, und um keine intrinsische Zeicheneigenschaft. Sei es synchron durch den Nachweis von Metaphern, „universalen“ Konzepten, oder einer gewissen Kompositionalität des Idioms. Sei es etymologisch-historisch durch eine Rekonstruktion des

¹ Z.B. wird an der Universität Jena ein Zentrum für Ikonizitätsforschung aufgebaut (pers. Mitteil. durch Dr. Christine Römer).

minationsmotivs (vgl. Burger 2003). „Motiviert“ sind Idiome aber in erster Linie durch ihre Gebrauchsregeln (vgl. Keller 1995), die der idiomatisch kompetente Sprecher kennt und nutzt.

Ikonizität kann im weiteren und im engeren Sinn aufgefasst werden. I.w.S. meint sie, dass der Ausdruck den Inhalt irgendwie widerspiegelt. I.e.S. meint sie, dass eine strukturelle Isomorphie zwischen Inhalt und Ausdruck besteht. In der Literatur wird bald von Motiviertheit, bald von Ikonizität gesprochen, und die Frage ist, ob man in der Praxis überhaupt einen Unterschied aufrechterhalten kann. Ich würde auf jeden Fall vorschlagen, dass Motivation der Überbegriff bleibt, weil z.B. historische Motivierung kaum als Ikonizität verstanden werden kann (Farø 2006a).

Die Hauptthese der „Ikonischen Wende“ ist, dass die Arbitrarität kein so absolutes und wichtiges Prinzip in der Sprache ist, wie Saussure behauptet hatte. Nach Saussure (2001: 79) war die Arbitrarität ja der „erste Grundsatz“ der Sprachwissenschaft. Das kann sie nun aber nicht sein, meinen die Vertreter der Ikonischen Wende, denn heute sind wir uns der Allgegenwart der Ikonizität und Motiviertheit viel bewusster. Einige der Kritiker Saussures haben denn auch vorgeschlagen, das Arbitraritätsprinzip ganz zu verwerfen, oder es zumindest erheblich einzuschränken. M.E. sollte das Gegenteil geschehen: Die *prinzipielle*, nicht-graduierbare Arbitrarität von allen lexikalisierten Sprachzeichen sollte anerkannt werden. Und das stellt eine konsequentere Auslegung des Arbitraritätsbegriffs dar, als Saussure selbst sie geliefert hat.

3 Arbitrarität

Was ist nun überhaupt „Arbitrarität“? Ich möchte eine Arbitraritätsauffassung vorlegen, die loyal gegenüber dem Kern der Argumentation von Saussure ist, die aber gleichzeitig radikaler als der *Cours* ist.

Der Arbitraritätsbegriff wird m.E. häufig missverstanden. Das mag daran liegen, dass der Terminus als linguistischer Begriff ursprünglich vielleicht hätte besser gewählt werden können, weil linguistische „Arbitrarität“ weder mit „Zufall“ noch mit „Willkür“ oder „Idiosynkrasie“ synonym ist, zumindest nicht im gemeinsprachlichen Sinn. Dieses eher terminologiegeschichtliche Problem muss aber einfach als eine historische Tatsache hingenommen werden.

Zunächst nur soviel zu den Missverständnissen: Arbitrarität im *terminologisch-linguistischen* Sinn meint weder, (a) dass der Sprachbenutzer mit den Zeichen willkürlich umgehen kann (das hatte Saussure (2001: 80) selber *pointiert*), noch (b) dass keine Verbindung zwischen Ausdruck und Inhalt analytisch-retrospektiv nachvollzogen werden kann. Diese Missverständnisse werden leider immer noch als Einwände gegen den Arbitraritätsbegriff angeführt, sie können aber kaum als gerechtfertigte Kritik gegen den Kern des Saussureschen Arbitraritätsprinzips gelten.

Das Arbitraritätsprinzip wird im *Cours* an zwei Stellen formuliert, und lautet, hier synthetisiert: „es besteht keine *innere* oder *natürliche* Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt des Zeichens“ (Saussure 2001: passim).

Weil diese Definition an sich etwas lakonisch ist, werden drei Argumente zur Unterstützung der These hinzugezogen, nämlich:

- (1) die prinzipielle Möglichkeit anderer Signifikanten bzw. Signifikate mit der gleichen Funktion („das philosophische Argument“)² (79);
- (2) Sprachunterschiede („das empirische Sprachdiversitäts-Argument“) (79);
- (3) der Sprachwandel („das diachrone Argument“) (87ff.).

Diese drei Argumente sind für das Verständnis des Saussureschen Arbitraritätsprinzips viel wichtiger als seine *Beispiele* für die Arbitrarität des Zeichens, also die bekannten *soeur*, *boeuf* und *arbre*. Und zwar weil diese Beispiele nahe legen, dass die Arbitrarität nur für solche Simplexzeichen Gültigkeit hat. Man könnte damit auf den generalisierenden Gedanken kommen, das Arbitraritätsprinzip heiße, dass man den Inhalt anhand des Ausdrucks nicht *post hoc* motivieren könne – was ja gerade für diese Beispiele zutrifft; sie sind nämlich opak. Und viele Linguisten, vor allem unter den Ikonizitätsforschern, interpretieren Arbitrarität tatsächlich so. Mit einer solchen Auffassung des Arbitraritätsprinzips ist es einfach, es als „ersten Grundsatz“ zu widerlegen. Diese Widerlegung wird in der Tat immer wieder in der heutigen Linguistik versucht, vor allem um das Anliegen der Ikonizitätsforschung zu legitimieren – die eine solche Legitimierung aber gar nicht nötig hat.

Saussure selbst ist sich im Zweifel, wenn es um bestimmte Sprachzeichen wie Onomatopoetika und Komposita geht: Solche Zeichen sind ihm zufolge vielleicht nicht ganz arbiträr, sondern zumindest teilweise motiviert. M.E. bringt er aber damit das Arbitraritätsprinzip in Gefahr. Denn was heißt es, dass ein Zeichen motiviert ist? – und hier können wir auch den Ikonizitätsbegriff in die Diskussion einbeziehen. Wenn es heißt, dass man *retrospektiv* eine Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt rekonstruieren kann, dann sind viele Zeichen motiviert bzw. ikonisch. Damit hat man aber das Arbitraritätsprinzip, wie es von Saussure zunächst definiert wurde, keineswegs widerlegt. Denn eine reflektorische Rekonstruktion eines Zusammenhangs zwischen Ausdruck und Inhalt sagt nichts über die *Ontologie* eines solchen Zusammenhangs aus. Denn sie bedeutet ja nicht, dass der Zusammenhang *automatisch* oder *zwingend* ist. Und dies war gerade ein wichtiger Teil der Definition der Arbitrarität von Saussure, nämlich dass die Beziehung von Ausdruck und Inhalt *konventionell* ist, und nicht natürlich.

Man sollte m.E. die Haltbarkeit der Kritik an Saussures Arbitraritätsbegriff immer anhand seiner drei Argumente testen. Denn dass man eine Beziehung zwischen Ausdruck und Inhalt einer Verbindung nachträglich analysieren kann,

² Diese und die folgenden beiden Bezeichnungen von mir.

heißt weder, dass es (1) nicht anders hätte sein können, dass es (2) in anderen Sprachen nicht anders aussieht, noch (3) dass die festgestellte Beziehung sich nicht ändern kann. Diese drei Argumente zeigen, dass Arbitrarität nicht relativiert werden kann, sondern dass sie prinzipiell ist. Es handelt sich also um ein Axiom der Sprachwissenschaft, dessen adäquate Rezeption in der Linguistik leider von Saussure (2001: 156ff.) selbst durch seine Ausführungen zur Motiviertheit gestört wurde.

Die primäre Motivierung eines Zeichens ist seine Stellung im System oder seine Sprachgebrauchsregeln, *nicht* die Tatsache, dass Linguisten das Zeichen als ikonisch oder motiviert analysieren können. Feilke (1996: 121) hat es m.E. treffend formuliert:

In der Sprache haben wir es immer mit den Funktions- oder Gebrauchsbedeutungen zu tun und nicht mehr mit den Motivationsbedeutungen zum Beispiel ursprünglich metaphorisch motivierter Ausdrücke.

Der Sprecher verwendet das Zeichen, weil er meint, dass es in einem bestimmten Kontext adäquat ist und seinen kommunikativen Bedürfnissen entspricht. Das ist die eigentliche Zeichenmotivierung, und es ist m.E. auch der sinnvolle Inhalt des Terminus „Motivation“. Damit sind aber Arbitrarität und Motivation bzw. Ikonizität keineswegs Gegensätze, wie schon mehrere Linguisten erkannt haben, darunter Scherer (1980) und Holdcroft (1991). Denn sollte die so genannte Motiviertheit die Arbitrarität des Idioms wirklich herausfordern, dann müsste zwischen seinem Ausdruck und seinem Inhalt eine *zwingende* Beziehung bestehen. Und dies zu behaupten wagen selbst die strengsten Kritiker von Saussures Arbitrarität kaum.

Deshalb ist „Motivierbarkeit“ wohl auch ein adäquaterer Terminus als „Motivation“, wenn es um die Rekonstruktion von semiotischen Zusammenhänge geht. Dies wurde mehrmals von Phraseologen erkannt (Munske 1993, Hallsteinsdóttir 2001), obwohl auf diesem Gebiet viel terminologische Verwirrung besteht. M.E. sind Arbitrarität und Motivation als Gegensätze, wie sie zumindest bereits teilweise bei Saussure gesehen wurden, eine unglückliche Vermischung von verschiedenen linguistischen Ebenen. Die Arbitrarität funktioniert auf der grundlegenden, sprachsystematischen Ebene. Folglich sind alle lexikalisierten Zeichen ausnahmslos arbiträr. Dort wäre im Prinzip auch der Begriff „Motivation“ anzusiedeln, denn die Motivation eines Zeichens konstituiert sich wie gesagt zuallererst aus seinen Sprachgebrauchsregeln. Es besteht aber eine lange Tradition, den Terminus anders zu gebrauchen, nämlich mit Bezug auf *retrospektive* Zeichenanalysen, in denen Verbindungen von Ausdruck und Inhalt rekonstruiert werden. Das ist aber etwas anderes als zu fragen, wie die Zeichen im System funktionieren, wie es mit Saussures Idee der Arbitrarität der Fall war.

Dass viel Gewohntes hier vielleicht auf den Kopf gestellt wird, ist mir bewusst. Dabei ist es – im positiven Sinn – im Grunde genommen alter Wein in

neuen Schläuchen. Ich bin der Meinung, dass eine Sicht, die Idiome als arbiträre Zeichen betrachtet, die zunächst vom System bzw. ihren Gebrauchsregeln „motiviert“, und erst danach semiotisch-analytisch *motivierbar* sind (d.h. von reflektierenden Individuen), viele Probleme der kontrastiven Idiomaquivalenzforschung lösen helfen kann. Das ist mein primäres Anliegen mit diesen semiotischen Überlegungen.

4 Arbitraritätsprinzipien

Ich unterscheide zwischen einem *allgemeinen* und verschiedenen *speziellen* Arbitraritätsprinzipien. *Allgemeine* Arbitrarität heißt ganz einfach, dass keine natürliche oder zwingende Beziehung zwischen unterschiedlichen relevanten semiotischen Ebenen besteht, sei es zwischen Zeichen und Außenwelt, sei es nach innen im Zeichen selbst. Besteht das Bedürfnis, dieses mit Absicht sehr allgemein gehaltene Prinzip zu spezifizieren, kann es in verschiedene spezielle Arbitraritätsprinzipien aufgeteilt werden. Z.B. in *funktionale* Arbitrarität, die besagt, dass vom Ausdruck eines Zeichens nicht auf seine kommunikative Funktion geschlossen werden kann. Demgegenüber meint die *interlinguale* Arbitrarität, dass vom Ausdruck eines hypothetischen Zeichenpaars (auch eines Idiompaares, vgl. unten) her nicht geschlossen werden kann, dass es interlingual äquivalent ist (vgl. Farø 2006a).

5 Die semiotische Dualität von Idiomen

In vielen semiotischen Darstellungen wird davon ausgegangen, dass Zeichen entweder motiviert oder arbiträr sind. Saussure³ (2001: 156ff.) hat mit seinem Begriff „Motivation“ selbst einen Anteil an dieser Verwirrung. Fest steht, dass zwar im Cours, aber nicht im Arbitraritätsbegriff an sich eine Inkonsistenz klar erkennbar ist (vgl. Holdcroft 1991). Diese Inkonsistenz soll hier aufgelöst werden. Idiome können aus meiner Sicht problemlos sowohl arbiträr als auch ikonisch sein, weil sich diese Prädikate gar nicht auf der gleichen Ebene der Sprachbeschreibung befinden.⁴ Dieses Zusammenspiel von Ikonizität und Arbitrarität nenne ich die „semiotische Dualität“ von Idiomen, die nicht zuletzt in kritischen Kommunikationssituationen von praktischer Bedeutung ist. D.h. vor allem in der interlingualen Kommunikation, die mich in meiner Dissertation besonders interessiert.⁵ Und wenn man diese semiotische Doppelheit von Idiomen annimmt, sind viele Probleme der Idiomaquivalenzforschung erklär- und verstehbar. Nach

³ Oder dessen Herausgeber (vgl. Gardt 1999).

⁴ Und nicht, wie man manchmal sieht (z.B. bei Dobrovolskij 2001), in dem Sinn, dass sie gleichzeitig relativ arbiträr und relativ motiviert sind.

⁵ Aber auch z.B. in der Kommunikation zwischen idiomatisch kompetenten Erwachsenen und idiomatisch inkompetenten Kindern.

Saussure (2001: 79) sind die Konsequenzen aus dem Arbitraritätsprinzip „unzählig“. Unten werden Beispiele für solche Konsequenzen aus drei verschiedenen linguistischen Zusammenhängen diskutiert, nämlich aus der *Lexikologie*, der *Translatologie* und der *Lexikographie*. Davon ist der erste Zusammenhang theoretisch-isolierend, während die beiden anderen angewandt-funktional sind.

6 Konsequenzen aus der semiotischen Dualität von Idiomen

6.1 Kontrastive Lexikologie

Die kontrastive Lexikologie beschäftigt sich mit reinem Wortschatzvergleich, ohne Rücksicht auf Anwendungsperspektiven. Der Anwendungsaspekt kann zwar später hinzukommen, ist aber kein genuin lexikologischer Aspekt (vgl. Farø 2006a). Das folgende Beispiel ist ein hypothetisches lexikologisches Idiompaar (= HIP)⁶ des Dänischen und Deutschen, das kompositionell konvergent und außerdem ikonographisch ist:

(1) *Ydermere gik klappen ned for mig både i går og i dag i matematik, og jeg kan ikke udstede [sic!] to sammenhængende sætninger* (<www.fyldepenne.dk>) [„Außerdem ging bei mir sowohl gestern als auch heute in Mathe die Klappe 'runter' und ich kann keine zwei Sätze bilden“]

(2) *Die Einflussmöglichkeiten [...] der Studierenden [...] sind entsprechend gering. Nicht selten geht bei studentischen Vorschlägen bei einigen ProfessorInnen „die Klappe runter“ - und da die Studierenden auch nicht gemeinsam mit allen anderen Gruppen die Profs überstimmen können, werden viele Vorschläge ohne Diskussion abgelehnt* (<www.dschungelbuch.fsk.uni-heidelberg.de>)

Man kann anhand beider Idiome potenziell ein mentales Bild produzieren. Trotzdem ist der Inhalt, d.h. sind die Gebrauchsregeln der Idiome unterschiedlich: Das dänische Idiom (I-DÄ) bedeutet ‚plötzlich nicht denken können‘, während I-DE mit ‚etwas nicht akzeptieren wollen‘ paraphrasiert werden kann. Im ersten Beispiel weiß die Schülerin in Mathematik nicht weiter, während im zweiten die „ProfessorInnen“ bestimmte Vorschläge nicht akzeptieren wollen. In beiden Fällen ist es möglich, *retrospektiv* die konventionelle Bedeutung relativ zur Ikonographie zu motivieren. Beide Idiome sind in diesem Sinn also *motivierbar*. Aber dies nur, weil man die Bedeutung bereits kennt, wie auch Bellmann (1988) und Burger (1996) feststellen. *Prospektiv* lässt sich anhand der Komponenten prinzipiell nichts voraussagen. Und dies weil die Beziehung zwischen Inhalt und Ausdruck auch von Idiomen grundsätzlich arbiträr

⁶ Wissenschaftlich ist dies sauberer als von „Äquivalenz“ auszugehen, nur weil bilinguale Wörterbücher dies angeben oder die Ausdrucksseite es nahe legt. „Äquivalenz“ kann erst nach der Angabe unterschiedlicher Bedingungen, wie etwa *Granularität*, *disziplinärer Zusammenhang* etc. bestimmt werden. Darüber hinaus sind empirische Untersuchungen notwendig (vgl. Farø 2006a).

ist. Wäre sie es nicht, wären solche interlingualen Divergenzen gar nicht möglich. Erst die Arbitrarität ermöglicht Sprachwandel und Sprachunterschiede und sorgt somit für ein flexibles Zeichensystem.

Solche so genannten „phraseologischen falschen Freunde“, die Burger (2003) als eine Merkwürdigkeit der Phraseologie bezeichnet, sind im Dänisch-Deutschen sehr häufig (vgl. Farø 2004c). Das Problem an der Konzeption „falsche Freunde“ ist m.E. aber, dass sie davon ausgehen scheint, dass „echte Freunde“ der Normalfall sind (vgl. Partington 1995). Viele angenommen „echte Freunde“ haben aber nur deswegen den „Äquivalenz“-Status, weil man ihre Inhaltsseite nicht gründlich untersucht hat. Auf dieses Problem haben u.a. Do-brovol'skij, Piirainen (2005: 55ff.) aufmerksam gemacht. Unter „Inhalt“ sollte dabei nicht nur die Semantik, sondern sämtliche konventionelle Eigenschaften des Zeichens verstanden werden (Farø 2006a). Denn diese Eigenschaften sind in einem realistischen Kommunikationsmodell genau so wichtig wie die Semantik von Idiomen. Zumindest kann man in kontrastiv-lexikologischen Untersuchungen nicht von vornherein entscheiden, welche Eigenschaften wichtig sind und welche nicht (zu „Idiomäquivalenzaspekten“ s. Farø 2006a).

Die Überfokussierung auf die so genannte „Motiviertheit“ von Idiomen führt dazu, dass man das bei Menschen ohnehin natürliche „ikonizistische“ Denken stärkt.⁷ Das hat u.a. die Konsequenz, dass Idiomäquivalenzprobleme in angewandten Kontexten wie Übersetzung und bilingualer Lexikographie nicht korrigiert bzw. differenziert werden, weil das Bewusstsein um die Arbitrarität zu wenig Aufmerksamkeit erhält.

Es soll nun anhand von zwei angewandten Problembereichen, der Übersetzung und der bilingualen Lexikographie, gezeigt werden, was „Ikonizismus“ in der Praxis ist.

6.2 Übersetzung

In der Übersetzung führt die semiotische Dualität von Idiomen vor allem zu zwei Problemtypen, nämlich zur *Nicht-Äquivalenz* und zu *unnatürlicher Sprache* im Produktionsschritt. Das Problem ist, dass Übersetzer sich über die interlinguale Arbitrarität von Idiomen nicht bewusst genug sind und sich deshalb von der Komposition des Ausgangsidioms nicht konsequent befreien können. Die Vorstellung scheint häufig zu sein, dass der Idiominhalt dem Idiomausdruck inhärent ist, obwohl er synchron auf arbiträre Weise mit dem Ausdruck assoziiert ist.

Nicht-Äquivalenz in Übersetzungen kommt häufig vor, wenn kompositionell parallele Idiome in L1 und L2 existieren. In den folgenden Beispielen:

⁷ „Ikonizismus“ definiere ich als einen inadäquaten Fokus auf das ikonographische Element statt auf funktionale Elemente. Wann dies inadäquat ist, hängt natürlich vom Zusammenhang ab.

(3) Alene det faktum, at jeg bekymrer mig sådan over, hvor billig jeg ser ud, er et klart tegn på, hvor langt jeg er ude i tovene → *Allein der Fakt, daß ich mich so über mein schäbiges Aussehen Sorge, ist der Beweis, daß ich voll in den Seilen hänge* (Sonnergaard: 167/156)⁸

kann nicht von Textäquivalenz die Rede sein, denn das dänische kompositionelle Pendant von *in den Seilen hängen* wird bei psychischen Entgleisungen verwendet, während I-DE mit physischer Erschöpfung zu tun hat. Lexikologische Idiomäquivalenz (s.o.) wird in der Übersetzung von der Textäquivalenz mediiert (Farø 2006a, b).

Im nächsten Beispiel:

(4) Hun hadede „ungdom“. Ungdommen, der drak champagne og kørte i taxa på bistandshjælp, fordi de følte sig i deres gode ret og ingen vovede at sige dem imod eller stille dem stolen for døren → *Sie haßte die „Jugend“. Die Jugend, die Champagner trank und von der Sozialhilfe Taxis bezahlte, was sie als ihr gutes Recht ansah, und niemand wagte, ihr zu widersprechen oder ihr den Stuhl vor die Tür zu stellen* (Brøgger: 441/446)

kann auch nicht von Textäquivalenz gesprochen werden, denn wenn man auf Dänisch *stiller ngn stolen for døren*, setzt man ihn unter Druck oder stellt ihm ein Ultimatum. Auf Deutsch wird er gekündigt oder man beendet eine Liebesbeziehung mit ihm. Solche Unterschiede sind nicht peripher, sondern sie ändern den Textsinn, genau so wie in der deutschen Übersetzung von *Fräulein Smillas Gespür für Schnee*, in der Smillas Vater nicht mehr ‚gedankenlos‘ wie im dänischen Original, sondern ‚todkrank‘ ist, und zwar aufgrund einer ikonizistischen Idiomübersetzung (vgl. Farø 2006a; s.a. Felske 2005).

Es wird häufig versucht, die Konstruktion des Ausgangssprachlichen Idioms nachzubilden (vgl. die Diskussion von Bergenholtz, Mogensen im nächsten Abschnitt). Somit ist die Sprache der folgenden Übersetzungen m.E. „unnatürlich“:⁹

(5) Dafür sind wir gerannt wie die Hasen, Frank → *I stedet løb vi som harer* (Schulze: 32/146)

(6) Er bestand, aber frisurmäßig war er erst mal im Keller → *Han bestod, men frisuremæssigt var han nu helt nede i kælderen* (Brussig: 68/69)

Dieses zunächst introspektiv basierte Urteil kann korpuslinguistisch untermauert werden. Denn man findet in Korpora keine Beispiele für die Konstruktionen, die der Übersetzer gewählt hat, während die Ausgangsidiome dort sehr häufig vorkommen. Viel wichtiger als die ikonizistische Jagd auf ikono-

⁸ Beispiel aus dem Dänisch-Deutschen Idiomkorpus (DDIK).

⁹ Man könnte auch sagen „unidiomatisch“, aber im aktuellen Zusammenhang würde dies wahrscheinlich zur Verwirrung führen.

graphisch oder strukturell ähnliche Idiome in der Zielsprache (vgl. Ingo 1999), ist deshalb der Versuch, die potenziell negativen Konsequenzen aus der semiotischen Dualität zu vermeiden. Die Ikonographie ist ein Epiphänomen zur Funktion und spielt funktional nur im thematisierten Gebrauch der Idiome eine wichtige Rolle (Farø 2006a, b).

6.3 Bilinguale Lexikographie

Auch in der zweisprachigen Lexikographie ist der Ikonizismus verbreitet, sowohl in der Metalexikographie als auch in der lexikographischen Praxis. Das zeigt vielleicht am allerbesten eine Diskussion unter dänischen Lexikographen über das so genannte „richtige“ deutsche Äquivalent eines dänischen Idioms.¹⁰ Auslöser der Debatte war das in einem neuen Wörterbuch aufgenommene dänische Idiom *gå over åen efter vand* (etwa „den Fluss/Wasserlauf überqueren, um Wasser zu holen“). Zwei Rezensenten stellten zu diesem Idiom die Frage:

Entspricht die dänische Redewendung *gå over åen efter vand* [...] wirklich mit der Kirche ums Dorf fahren/laufen? Wäre Eulen nach Athen tragen nicht passender? (Colliander et al. 1991.)

Diese Frage ist für den aktuellen Gegenstand an sich nicht interessant, die Reaktionen darauf sind es aber schon. In der nächsten Ausgabe der Zeitschrift kam nämlich eine Antwort von Axelsen (1992: 1f.). Seine Einwände gegen den Vorschlag der Rezensenten waren die folgenden:

gå over åen efter vand heißt „sich überflüssige Mühe machen um etwas zu erreichen“: das Wasser kann ja genauso gut auf der Seite des Wasserlaufs geholt werden, auf der man sich gerade befindet (aber Wasser bekommt man trotzdem), während Eulen nach Athen tragen etwas komplett Nutz- und Sinnloses machen heißt, weil sie ja in Athen überhaupt keine Eulen brauchen, und der deutsche Ausdruck kann deshalb nicht verwendet werden.

Den vorläufig letzten Beitrag der Diskussion lieferten Bergenholtz, Mogensen (1993: 27):

Beide Vorschläge sind u.E. nicht ganz treffend. Eulen nach Athen tragen verfehlt in jedem Fall den Kern des dänischen Idioms, das keine überflüssige, sondern eine umständliche/dümmliche, aber dennoch praktische Handlung umschreibt. Wir würden eine wortwörtliche Übersetzung wählen: den Fluß überqueren, um Wasser zu holen.

Das Interessante an der Diskussion ist, dass sie einen Einblick gewährt in die Überlegungen der Lexikographen darüber, was nach ihren Vorstellungen für

die Funktionen und Äquivalenz von Idiomen eine Rolle spielt. 2 von 3 der Parteien unterscheiden gar nicht zwischen Ausdruck und Inhalt der Idiome: Axelsen meint, aus der Komponentenstruktur heraus zum Inhalt der Idiome vorstoßen zu können, und von dort weiter zum Urteil über interlinguale Äquivalenz oder Nicht-Äquivalenz. Bergenholtz und Mogensen machen etwas anderes: sie konstruieren für die Zielsprache sozusagen ein neues Idiom, um die Ikonographie des Idioms zu „retten“.

Beide Fälle sind m.E. aber Ausdruck einer ikonizistischen Denkweise, die das Arbitraritätsprinzip aufzuheben versucht: Axelsen meint unbeschwert vom Ausdruck zum Inhalt gehen zu können, und Bergenholtz, Mogensen glauben einen fehlenden Ausdruck zu einem bereits vorhandenen Inhalt schaffen zu können, ein Vorgang, den Saussure (2001) auch als im Normalfall unmöglich bezeichnet hat. Beides ist mit gängigen semiotischen Prinzipien unvereinbar, aber es zeigt, wie stark das ikonizistische Denken ist, und wie wenig das Arbitraritätsprinzip im Grunde genommen mental verankert ist. Nach Hutton (s.o.) (1989) gilt denn auch, dass „[t]he notion of arbitrariness sits [...] uncomfortably in the Western tradition, [...] for the notion of mimesis has been and remains dominant“ also genau das Gegenteil von dem, was die Vertreter der Ikonischen Wende behaupten. Denn nach ihnen wurde die Idee der Ikonizität in der Linguistik lange Zeit „unterdrückt“ (Simone 1995).

Nicht nur in solchen metalexikographischen Diskussionen, sondern auch in der lexikographischen Praxis ist der Ikonizismus deutlich. Wenn man die gängigen bilingualen Wörterbücher des Dänischen und Deutschen auf ihre Handhabung von Idiomäquivalenz hin untersucht, können in vielen Fällen lexikographische „Normäquivalente“ festgestellt werden (Farø 2006a), d.h. dass die Wörterbücher in mehr als 50 % der Fälle die gleichen idiomatischen Äquivalente darbieten. Auch wenn die beiden Idiome lexikologisch (s. oben) häufig kaum oder niemals im gleichen kommunikativen Kontext auftreten. Auch hier werden also Ausdruck und Inhalt der Idiome mehr oder weniger gleichgesetzt. Einige Beispiele sind:

- (7) (a) *jolke i spinaten* („in den Spinat hineinwatscheln“) – *ins Fettnäpfchen treten* (92 %), (b) *skøde ngn ngt i skoene* („schießen“) – *jm etw in die Schuhe schießen* (91 %), (c) *få blod på tanden* („Blut auf den Zahn bekommen“) – *Blut lecken* (91 %), (d) *bide i græsset* – *ins Gras beißen* (90 %), (e) *tage ngn ved næsen* („jn an die Nase fassen“) – *jn an der Nase herumführen* (86 %), (f) *have bukserne på* – *die Hosen anhaben* (86 %), *tage bladet fra munden* („das Blatt vom Mund entfernen“) – *kein Blatt vor den Mund nehmen* (67 %), (g) *holde ørerne stive* – *die Ohren steif halten* (65 %),

die, trotz relativ oder vollständig konvergenter Ikonographie aus verschiedenen Gründen keine Totaläquivalente sind: Z.B. ist bei (b) im Deutschen ein Attributivsatz mit Subjunktion sehr ungewöhnlich, während diese Form mehr als 80 % der Realisierungen des I-DÄ ausmacht. Umgekehrt kommen dänische

¹⁰ Die nebenbei bemerkt als lexikologische Diskussion geführt wird (vgl. Farø 2004b).

Realisierungen mit *skyld* („Schuld“) kaum vor, die dagegen im Deutschen sehr häufig sind. In (d) heißt I-DE meistens ‚sterben‘, während dies bei I-DÄ nicht (mehr) der Fall ist: Hier dominiert die Bedeutung ‚verlieren‘. In (g) bedeutet I-DÄ nur ‚genau zuhören od. sich konzentrieren‘, während I-DE ein pragmatisches Idiom (Routineformel) ist und als *Gruß- und Ermunterungsformel* bezeichnet werden kann (vgl. Wotjak 2005).

Nur ein ikonizistischer Zugang zu lexikographischer Idiomäquivalenz, der auf „Bilder“ mehr Gewicht legt als auf reale Kommunikation und Zeichensysteme, will bei diesen HIPs an der Vorstellung von „Äquivalenz“ festhalten (s. Farø 2006a für einen funktionalistischen, spezifisch lexikographischen Idiomäquivalenzbegriff).

In den angewandten interlingualen Zusammenhängen erntet man also sozusagen die Konsequenzen einer schiefen Perspektive. Die Beobachtung der realen Kommunikationsbedingungen zeigt, dass die Arbitrarität der Idiome eine grundlegende Rolle für ihr Funktionieren spielt. Vor allem die Auslandsgermanistik kann dazu beitragen, die nötige Distanz zum Deutschen zu liefern, indem sie die Relativität der Motivation und die grundsätzliche Arbitrarität der Idiome aufzeigen hilft (vgl. Burger 2003).

Feilke (1996) hat zu Recht darauf aufmerksam gemacht, dass die Phraseologie noch nicht vollständig in die allgemeine Linguistik integriert ist. Dies ist verständlich, weil es zunächst darum ging, eine Disziplin „Phraseologie“ aufzubauen. Die Phraseologie darf sich von der Linguistik aber nicht abschotten, denn sie ist nur dort wissenschaftlich voll legitimiert. Ein Weg, auf dem man diese Abschottung u.a. vermeiden kann, ist eine konsequente semiotische Analyse in der Phraseologie. Und zwar eine, die auch für die Anwendungs Perspektiven offen ist. Eine solche Analyse muss weiter gehen als z.B. einfach festzustellen, dass zwischen unterschiedlichen Sprachen „falsche Freunde“ existieren. Die Existenz von phraseologischen falschen Freunden wundert den meisten Linguisten nämlich nicht, der sich des Prinzips der Arbitrarität von allen lexikalisierten Sprachzeichen bewusst ist. Im Gegenteil: Es müsste ihn deren Nicht-Existenz wundern. M.E. könnte die semiotische Perspektive realistischer und damit kommunikationsfreundlicher sein, indem der Arbitrarität von Idiom mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht würde. Mit anderen Worten: das Prinzip der Arbitrarität braucht eine Renaissance oder vielleicht sogar eine Rehabilitation. Nicht zuletzt in den Teilen der Sprachwissenschaft, die sich mit ikonischen Zeichen beschäftigen, darunter auch der Phraseologieforschung.

7 Kritik am Arbitraritätsprinzip: Aufklärung von Missverständnissen

Der arbitraritätstheoretische Zugang zur Idiomatik verlangt eine Umstellung, nicht zuletzt im heutigen „ikonischen“ Klima der Linguistik. Dementsprechend bin ich bei der Vorstellung dieses Theorieansatzes mehrfach auf

starken Widerstand gestoßen. Es geht mir bei diesem Zugang aber bloß um das Aufzeigen der Relevanz des Begriffs Arbitrarität gerade in einem neuen und vielleicht auch eher unerwarteten Kontext. Deshalb scheint mir ein explizites Eingehen auf die häufigsten Gegenargumente, die mir begegnet sind, notwendig zu sein. Es geht dabei in erster Linie um zwei Argumente, die sich schnell als Missverständnisse entpuppen:

(1) Der erste Kritikpunkt bezieht sich darauf, dass Idiome angeblich nicht *vollständig* arbiträr seien (vgl.a. Jaeger 1999: 90), eine Folgerung, die sich auch aus Saussures (2001: 156ff.) Motivationsabschnitt ziehen lässt. Auch wurde mir mehrmals der durchaus freundlich gemeinte Rat erteilt, die These von der prinzipiellen Arbitrarität von Idiomaten zu modifizieren. Dieser Einwand ist darin begründet, dass „Arbitrarität“ von den Kritikern wohl *gemeinsprachlich* verstanden wird und somit mit ‚zufällig‘ oder ‚opak‘ gleichgesetzt wird. Das war von Saussure wohl nicht und ist jedenfalls hier so nicht gemeint. „(Linguistische) Arbitrarität“ ist stattdessen ein wissenschaftlicher Terminus mit einer eigenen Definition und Geschichte, gleichgültig wie das Wort nicht-terminologisch verwendet wird.¹¹ Ich habe bereits darauf hingewiesen, dass die hier vorgelegte Auslegung des Arbitraritätsprinzips theoretisch keine Relativierung zulässt, indem etwa auf „Transparenz“ und „Motiviertheit“ von Idiomaten hingewiesen wird. Denn es handelt sich damit um Phänomene, die auf einer ganz anderen Ebene der Sprache identifiziert werden können und somit die prinzipielle Arbitrarität nicht affizieren. Eine Relativierung des Arbitraritätsbegriffs würde dessen Nutzen für die Linguistik zerstören, weil er somit wieder vom (traditionellen) Motivationsbegriff abhängig würde.

Es soll auch daran erinnert werden, dass „Arbitrarität“ nicht heißen soll, dass keine (*nachvollziehbare*) Verbindung zwischen Inhalt und Ausdruck festgestellt werden kann (= Opazität). Es heißt nur, dass sie nicht intrinsisch und zwingend ist. Auch dies hat Saussure m.E. recht eindeutig gesagt (2001: 79f.).

(2) Beim zweiten Kritikpunkt geht es um den Hinweis, dass es sich bei einem arbitraritätstheoretischen Zugang angeblich um einen Rückschritt in den traditionellen Zugang zur Phraseologie handle. Nun braucht man zwar über wissenschaftliche Gegenargumente vom Typ „diese Vorstellung haben wir doch längst verlassen“ nicht allzu besorgt zu sein (vgl. Dobrovolskij, Piirainen 2005: 32 zum wissenschaftsgeschichtlichen Topos „the traditional view“). Die Kritik scheint aber im aktuellen Fall auch gar nicht zuzutreffen. Denn der traditionelle Zugang zur Phraseologie ist m.E. eben *nicht* arbitraritätstheoretisch im aktuellen Sinn gewesen. Im Gegenteil: er hat sich grundlegend wenig mit der Stellung der Idiome im Sprachsystem beschäftigt (vgl. aber immerhin bereits Bally 1951), sondern er ist eher davon ausgegangen, dass es sich um ein Ausnahme-

¹¹ Vgl. die deutsche Übersetzung „willkürlich“, das terminologisch noch problematischer ist und wohl teilweise auch deswegen heute in der Germanistik wenig verwendet wird.

phänomen handelt. Das hat aber mit einer theoretischen Auffassung von Idiomen als arbiträren Zeichen nichts zu tun. Stattdessen scheint die ältere Auffassung im Allgemeinen gewesen zu sein, dass Idiome nicht gleichwertige Normallexeme, sondern „bunte“ Einsprengsel sind, mit denen sich nicht die Sprachwissenschaft, sondern die Folkloristik zu befassen habe. Der Grund für diese Auffassung könnte darin liegen, dass die Kritiker „arbiträr“ mit „idiosynkratisch“ verwechseln, was aber das Gegenteil von Systematizität ist. Damit wird „Arbitrarität“ nicht-terminologisch verwendet. Ein anderes Problem an diesem Zugang ist, dass kaum Literaturhinweise für die so genannte „traditionelle Auffassung“ angegeben werden, und damit wird dieser Topos auch nicht hinterfragbar.

Beide Kritikpunkte scheinen mir also darin begründet zu sein, dass „Arbitrarität“ nicht-terminologisch aufgefasst wird, d.h. im Sinne von ‚Opazität‘ oder ‚Idiosynkrasie‘. Das stellt aber eine Verflachung des Begriffs dar, die nicht adäquat ist, auch wenn der Saussure-Text nicht ganz kohärent ist. Eine „loyale“, d.h. kritisch-konstruktive Auslegung des *Cours* könnte m.E. zur hier vertretenen Auffassung der Verteilung von Arbitrarität und Motivierbarkeit/Ikonizität als nicht-komplementärer Begriffe führen: Arbitrarität als zeichenanalytisch prospektiver, Motivierbarkeit/Ikonizität als ein ausschließlich retrospektiver Begriff.

8 Zusammenfassung

Die Linguistik, darunter auch die Phraseologieforschung braucht die Begriffe *Motivierbarkeit* und *Ikonizität*, weil sie interessante Perspektiven auf Sprachen werfen. Sie braucht aber ebenso das (terminologische) *Arbitraritätsprinzip*, erstens weil es die realen funktionalen Bedingungen von Sprachzeichen im Kommunikationssystem erfasst, zweitens weil es vorsichtiger werden und schärfer blicken lässt, was z.B. in der interlingualen Sprachwissenschaft und der Sprachwandelforschung (vgl. Farø 2004b) unabdingbar ist. Menschen denken zwar häufig ikonizistisch, wenn sie über Sprachen reflektieren. Wenn sie aber Sprache unter realen Bedingungen produzieren und rezipieren, sind sie dem Arbitraritätsprinzip bedingungslos ausgeliefert. Die Lexik, auch die stark ikonischen Teile derselben, ist vom Arbitraritätsprinzip bestimmt. In diesem Sinn ist die Arbitrarität in der Tat ein viel wichtigeres Prinzip als die Ikonizität (nennen wir sie ruhig weiterhin mit Saussure 2001 „den ersten Grundsatz“). Wer das Prinzip für uninteressant erklärt oder gar abschaffen will, erweist m.E. nicht nur der Phraseologieforschung, sondern der Linguistik im Allgemeinen einen Bärendienst.

Literatur¹²

- AXELSEN, Jens, 1992: En anmeldelse af en anmeldelse. *Sprint* 92/2. 1–5.
- BALLY, Charles, 1951 [1909]: *Traité de stylistique française*. Genève: Librairie Georg & Cie S.A.
- BELLMANN, Günther, 1988: Motivation und Kommunikation. Deutscher Wortschatz. *Lexikologische Studien*. Hrsg. H. H. Munske, P. v. Polenz, O. Reichmann, R. L. Hildebrandt, Reiner Ludwig. Berlin, New York: de Gruyter. 3–23.
- BERGENHOLTZ, Henning, MOGENSEN, Jens Erik, 1993: Wörterbuchkritik in Dänemark. *Lexikographica* 9. 8–35.
- BRUSSIG, Thomas, 1999: *Am kürzeren Ende der Sonnenallee*. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- BRUSSIG, Thomas, 2000: *I den korte ende af Sonnenallee*. Übersetzt von H. Andersen. Kopenhagen: Borgen.
- BRØGGER, Susanne, 1997: *Jadekatten*. Kopenhagen: Gyldendal.
- BRØGGER, 2001: *Die Jadekatze. Eine Familiensaga*. Übersetzt von G. Kosubek. Berlin: Aufbau Taschenbuchverlag.
- BURGER, Harald, 1989: „Bildhaft, übertragen, metaphorisch ...“ Zur Konfusion um die semantischen Merkmale von Phraseologismen. *Europhras* 88. Hrsg. G. Gréciano. Strasbourg: Université des Sciences Humaines, Département d'Études Allemandes. 17–29.
- BURGER, Harald, 1996: Phraseologie und Metaphorik. *Lexical Structures and Language Use*. Hrsg. E. Weigand, F. Hundsnurscher. Tübingen: Niemeyer. 167–178.
- BURGER, Harald, 2003: *Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen*. 2., überarbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag.
- COLLIANDER, Peter, HANSEN, Gitte Baunebjerg, 1992: Bergstrøm-Nielsen, Henrik et al., 1992: *Dansk-tyskordbog*. København, 1237 s. *Sprint* 92/1. 55–61.
- CRUSE, Alan D., 2000: *Meaning in Language*. Oxford: Oxford University Press.
- DIRVEN, René, FRIED, Vilém (Hrsg.), 1987: *Functionalism in Linguistics*. Amsterdam, Philadelphia: Benjamins.
- DOBROVOL'SKIJ, Dmitrij, 2001: Zur Motivation in der Idiomatik. *Phraseologiae Amor. Aspekte europäischer Phraseologie. Festschrift für Gertrud Gréciano zum 60. Geburtstag*. Hrsg. A. H. Buhofer, H. Burger, L. Gautier. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. 89–98.
- DOBROVOL'SKIJ, Dmitrij, PIIRAINEN, Elisabeth, 2005: *Figurative Language. Cross-cultural and Cross-linguistic Perspectives*. Amsterdam: Elsevier.
- FARØ, Ken, 2004a: Omkring det grønne bord. Dansk-tysk idiomatik i fortid og nutid. *Studier i Nordisk* 2002–2003. 51–75.
- FARØ, Ken, 2004b: Hvornår går man over åen efter vand? Idiomatiske ækvivalensproblemer i leksikografi og leksikologi. *LexicoNordica* 11. 85–108.
- FARØ, Ken, 2004c: Vom geschossenen Papagei und anderen Schwierigkeiten. *Phraseologische falsche Freunde im Deutschen und Dänischen. Deutsch als Fremdsprache* 3. 152–157.
- FARØ, Ken, 2006a: *Idiomatizität – Ikonizität – Arbitrarität. Beitrag zu einer funktionalistischen Theorie der Idiomäquivalenz*. Dissertation. Kopenhagen: Universität Kopenhagen.
- FARØ, Ken, 2006b: Dogmatismus, Skeptizismus, Nihilismus und Pragmatismus. *Grundfragen zu einer idiomtranslatorischen Theorie. Phraseology in Motion I. Methoden und Kritik. Akten der Internationalen Tagung zur Phraseologie (Basel, 2004)*. Hgg. A. Häcki Buhofer, H. Burger. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren. 189–202.

¹² Außerdem wurden 16 dänisch-deutsche/deutsch-dänische Wörterbücher verwendet (Farø, in Arbeit).

- FEILKE, Helmuth, 1996: *Sprache als soziale Gestalt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- FELSKE, Renate, 2005: *Phraseologie und Übersetzungsprobleme. Eine Untersuchung der deutschen Übersetzung des Romans von Peter Høeg: 'Frøken Smillas fornemmelse for sne'*. Flensburg: Universität Flensburg [unpublizierte Examensarbeit].
- GARDT, Andreas, 1999: *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert*. Berlin, New York: de Gruyter.
- HALLSTEINSDÓTTIR, Erla, 2001: *Das Verstehen idiomatischer Phraseologismen in der Fremdsprache Deutsch*. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. <http://www.verlagdrkovac.de/0435_volltext.htm>.
- HOLDCROFT, David, 1991: *Saussure: Signs, System, and Arbitrariness*. Cambridge etc.: Cambridge University Press.
- HUTTON, Christopher, 1989: *The arbitrary nature of the sign*. *Semiotica* 75/1-2. 63-78.
- INGO, Rune, 1999: *Från källspråk till målspråk. Introduktion i översättningsvetenskap*. Lund: Studentlitteratur.
- KELLER, Rudi, 1995: *Zeichentheorie. Zu einer Theorie semiotischen Wissens*. Tübingen, Basel: Francke Verlag.
- MUNSKE, Horst, 1993: *Wie entstehen Phraseologismen? Vielfalt des Deutschen*. *Festschrift für Werner Besch*. Hg. K. J. Mattheier, K.-P. Wegera, W. Hoffmann, J. Macha, H.-J. Solms. Frankfurt a. M. etc.: Lang.
- NÄNNY, Max, FISCHER, Olga (Hrsg.), 1999: *Form miming meaning. Iconicity in Language and Literature*. Amsterdam etc.: Benjamins.
- NÖTH, Winfried, 2000: *Handbuch der Semiotik*. 2., vollständig neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler.
- PARTINGTON, Alan, 1995: *True friends are hard to find: a machine-assisted investigation of false, true and just plain unreliable 'friends'*. *Perspectives. Studies in Translatology*. 99-113.
- PUSCH, Louise F., 1984: *Das Deutsche als Männersprache. Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- SAUSSURE, Ferdinand de, 2001 [1916]: *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. 3. Auflage. Berlin, New York: de Gruyter.
- SCHERER, Thomas M., 1980: *Ferdinand de Saussure. Rezeption und Kritik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- SCHULZE, Ingo, 2002 [1998]: *Simple Storys*. Berlin: Berlinverlag.
- SCHULZE, Ingo, 1999: *Simple Storys. En roman fra den østtyske provins*. Übersetzt von Tina Flyvholm Tode. Kopenhagen: Gyldendal.
- SIMONE, Rafaele (Hrsg.), 1995: *Iconicity in Language*. Amsterdam, Philadelphia: John Benjamins.
- SONNERGAARD, Jan, 1998: *Radiator*. Kopenhagen: Gyldendal.
- SONNERGAARD, Jan, 2000: *Radiator. Geschichten aus der Kopenhagener Provinz*. Übersetzt von Peter Urban-Halle. Hamburg etc.: Achilla Presse.
- WOTIAK, Barbara, 2005: *Routineformeln im Lernerwörterbuch. Schreiben, Verstehen, Übersetzen, Lernen. Zu ein- und zweisprachigen Wörterbüchern mit Deutsch*. Hg. I. Barz, H. Bergenholtz, J. Korhonen. Frankfurt a.M.: Lang. et al. (= Finnische Beiträge zur Germanistik 14). 371-387.